## Das Glück.

Kein Traum ist, ach, so schnell geträumt
Wie der vom Glück. —
Hat es mit Golde Dich umschäumt,—
Schon wogts zurück. —

Du glaubtest schon, Du hieltest 's nun
In Deiner Hand —
Weil es bei einem nie kann ruhn,
Hat sichs gewandt. —

Du hattest Wangen freuderot,
Jung wie der Mai —
Schon bist Du bleich — schon ists verloht. —
Schon ists vorbei. —

Und aus dem Traum erwachst Du blind,
Und leer die Hand —
Das Glück weilt schon — fort wie der Wind —
In anderm Land.

## Das Fläschchen.

Von Mario Passarge.

Als Jacques Bonnier durch das Testament seines Onkels aus einem bescheidenen Rentier in einem Dorfe des südlichen Frankreichs zum wohlhabenden Grundbesitzer vor den Toren der ewigen Stadt Rom geworden war, gab er die Käfersammlung auf, der er bis dahin seine ganze Liebe geschenkt und auf die er seine kleinen Ersparnisse angewendet hatte, und begann mit den reichlicheren Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, alte römische Gläser zusammenzutragen. Mit demselben Fleiß, mit der er zuvor nach den schillernden Tieren gesucht hatte, durchforschte er jetzt die Antiquitätenläden der Stadt. Wenn er dann unter der Lupe die prachtvollen Reflexe solcher oxydierten Gläser betrachtete, wenn er die Scherben gegen das Licht hielt und immer wieder drehte und wendete, indem er sie nur mit den äußersten Fingerspitzen berührte, damit nichts von den uendlich feinen Schuppen absprang, lächelte er mitleidig über seine frühere Leidenschaft. Wie weit blieb der Glanz einer Flügeldecke doch zurück hinter dem unerschöpflichen Farbenreichtum eines solchen alten Glases! Und Jacques Bonnier kaufte, was ihm gefiel, ließ sich rot ausgelegte Glaskästen bauen, in denen er seine Schätze bewahrte, und konnte dann stundenlang über ihnen sitzen, in kindliche Freude geratend, wenn er eine neue Nuance entdeckt zu haben glaubte.

Nach einiger Zeit ließ er sich auf seinem Grundstück ein eigenes Häuschen für seine Sammlung bauen. Er brachte Oberlicht und Seitenlicht an, rote, grüne und blaue Vorhänge konnte er nach Gutdünken vorziehen, er konnte die ganzen Räume verdunkeln und dann wieder in blendendes oder gedämpftes künstliches Licht tauchen. Seine Nachbarn begannen zu lächeln, wenn er vorüberging, und einer erzählte dem anderen von seinen Sonderlichkeiten. Er kümmerte sich wenig darum. Seine alte Wirtschafterin, die er aus seinem Dörfchen mitgenommen hatte, besorgte ihm das Haus, verkehrte mit niemand und lud niemand zu sich ein. Ueber seinen Gläsern gebückt, verbrachte er ganze Tage, aß kaum, wenn er ein neues Stück bekommen hatte, nicht eher, bis er alle Möglichkeiten der Beleuchtungen versucht und notiert hatte.

Nun ereignete es sich gerade beim Graben der Fundamente zu seinem kleinen Museum, daß die Arbeiter in der Erde ebensolche Scherben oxydierten Glases fanden, wie er sie um teures Geld bei den Händlern gekauft hatte. Jacques geriet völlig außer Fassung, als man sie ihm überbrachte. Wie? Jahrelang war er ahnungslos über seine Felder gegangen, hatte vielleicht manches kostbare Stück zertreten! Wie ein kalter Schauer überrieselte es ihn. Doch fand er bald äußerlich seine Ruhe wieder, tat, als überraschte ihn der Fund überhaupt nicht. Als aber die Arbeiter mit dem Bau zu Ende waren, nahm er sich eine Hacke und einen Spaten und machte sich, an einer Ecke des Grundstückes beginnend, systematisch daran, den Boden mit aller Vorsicht umzugraben. Das Glück war ihm günstig, er fand Tränenkrüge und prachtvolle Gläser aus rotem Email, zahllose Scherben von den seltensten Reflexen, Griffel aus gedrehtem Glas und kleine Figürchen aus buntem Glasfluß. Seine Wirtschafterin schaute ihm kopfschüttelnd zu, aber sie war an seine Launen gewöhnt und kümmerte sich nicht weiter darum. Sonst kam niemand in sein Haus. Gleichwohl konnte sein Treiben den Nachbarn nicht verborgen bleiben, es sprach sich herum, daß Herr Bonnier in seinem Grundstück nach Schätzen grabe, so daß eines Tages die Polizei bei ihm erschien und sich nach seinem Tun erkundigte. Jacques, der nichts davon wußte, daß der Staat das Vorkaufsrecht auf gefundene Altertümer habe, erklärte ihnen gern, warum er in seiner Erde grabe, und war nicht wenig erstaunt, als er mit ansehen mußte, wie die Wachen sich jeden gefundenen Gegenstand genau notierten und ihn darauf aufmerksam machten, daß er die Pflicht habe, seine Funde anzuzeigen.

Einigen Tage darauf erschienen zwei Herren, die sich als Museumsdirektoren vorstellten, einige Krüglein und Gläser mitnahmen und sagten, sie würden nach der Abschätzung Herrn Bonnier die Bezahlung zukommen lassen. Jacques war wie erstarrt nach ihrem Weggang. War es möglich? Sein Eigenthum, die Früchte seiner Erde wurden ihm einfach genommen? Die schönsten Stücke, die ihn jedesmal entzückten, wenn er sie aus den Kästen nahm, sollten ihm nicht mehr gehören? Er versuchte alles, um wieder in ihren Besitz zu gelangen, ging zu den Advokaten und auf die Gerichte, aber alles staunte über sein Staunen, und er wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß an den Gesetzen nichts zu ändern sei. Er werde ja auch gebührend dafür bezahlt.

Als er einsah, daß sich dagegen nichts machen lasse, zögerte er nicht einen Augenblick, von nun an den Beamten immer nur solche Stücke vorzulegen, welche für ihn keinen Wert hatten, während er die guten für sich behielt und in Geheimfächern versteckte. Freilich waren seine Ausgrabungen in der letzten Zeit ohne Erfolg. Er fand Tonkrüge und Münzen, die er gern ablieferte, aber keins von den Gläsern mehr. Um so eifriger stellte er seine Nachforschungen an, in der festen Ueberzeugung, daß seiner nach der vielen erfolglosen Arbeit eine ganz besonders große Ueberraschung warte. Seine Ahnung sollte ihn nicht getäuscht haben. Die Wirtschafterin hatte einen Gärtner bestellt, der ihr ein kleines Feld zum Gemüsebau herrichten sollte. Sie war es von ihrem Dorfe so gewohnt und bat Jacques solange darum, bis er einwilligte. Aber er sah dem Treiben des Burschen vom ersten Tage an mißtrauisch zu, weil er fürchtete, der Gärtner könnte etwas finden, was er nachher abliefern müßte. Er atmete darum erleichtert auf, als er hörte, daß die Arbeit mit dem Abend beendet sein sollte. Aber gerade während der letzten Spatenstiche bemerkte er, wie der Gärtner innehielt und sich bückte. Als er hinzustürzte, sah er ihn ein kleines Glasgefäß halten, das die Form einer Kugel mit einem spitzen Auslauf hatte. Mit der Geschwindigkeit einer Katze, die einen Vogel hascht, entriß Jacques jenem das Kleinod, das sich seltsam schwer anfühlte, lief zum nächsten Brunnen und wusch das Gefäß ab. Und da zeigte es sich, daß sich endlich eine seiner größten Hoffnungen erfüllt hatte, nämlich, ein vollkommen unverletztes Gefäß samt Inhalt zu finden. Die Jahrhunderte unter der Erde hatten das Glas kaum angegriffen, so daß es seine ursprüngliche Durchsichtigkeit fast völlig bewahrt hatte. Das runde Fläschchen war an dem spitzen Auslauf mit einem dicken Tropfen Glas zugeschmolzen, woraus sich die tadellose Erhaltung des Inhalts erklärte.

Goldgelb und schwerflüssig wie Oel schimmerte die Flüssigkeit, als Jacques sie gegen die rotlichen Strahlen der untergehenden Sonne hielt. Es ergriff ihn wie ein Fieber. So leicht der Fund war, zitterte er doch so sehr, daß er ihn mit beiden Händen halten mußte. Was mochte darin sein? Eines von den schweren Parfümen, mit denen sich die Römerinnen salbten? Oder ein süßer Likör, wie die Frauen ihn tranken, damit ihr Atem duftete und die Augen größeren Glanz bekamen? Oder aber eines jener unheimlichen Gifte, die, in kleinsten Mengen genommen, sofortigen Tod verursachten, mit denen die Feinde und Nebenbuhler aus dem Wege geräumt wurden? Wer konnte es sagen? Das war das Köstlichste an dem Funde, daß er ein Geheimnis enthielt, an dem man raten konnte bis in alle Ewigkeit, wenn man das Glas nicht opfern wollte. Und das sollte niemals sein! Immer noch fiebernd vor Aufregung wollte Jacques mit seinem Schatz in sein Museum eilen, als ihm der Gärtner in den Weg trat und um ein Trinkgeld bat. Kalt, wie die Berührung einer Schlange, empfand der Sammler diese vorgestreckte Hand und den höhnisch-dreisten Blick, von dem die Bewegung begleitet war. Er wußte ja nicht allein davon! Hastig zog er ein ansehnliches Geldstück aus der Tasche und gab es ihm. Der Gärtner grinste dankend und ging. Und Jacques stürmte in sein Zimmer, bettete das schwere kleine Glas auf kostbaren Stoffen, hob es immer wieder hoch und gegen grünes und rotes und blaues Licht, saß den ganzen Tag darüber und die Nacht und weidete sich an dem prickelnden Bewußtsein, daß eine kleine Bewegung seiner Hand genügen würde, um hinter das Geheimnis des funkelnden Inhalts zu kommen, und daß er diese Bewegung doch niemals machen würde. Von diesem Tage an kümmerte sich Jacques nicht mehr um seine Ausgrabungen; er ließ Hacke und Spaten liegen und dachte nur an das geheimnisvolle Fläschchen, das in seinen Händen war, mit seinem Schein seine Augen verführte und ihn täglich tausendmal lockte, den Inhalt zu prüfen. Er stellte sich vor, wie vielleicht beim Oeffnen sofort der ganze Inhalt verdunsten könnte in eine Wolke unaussprechlichen Wohlgeruchs, oder wie ein Tropfen davon berauschender wirken könnte als alle Getränke, oder aber wie nach dem ersten Schluck sein Mund bereits nicht mehr imstande sein würde, den zweiten zu tun. Tausend Geschichten fielen ihm ein, tausend neue dichtete er hinzu, er aß kaum und trank kaum und achtete nicht auf das Kopfschütteln seiner Wirtschafterin. Er lebte in einer Welt für sich, die sich an dem goldenen Widerschein der Flüssigkeit entzündete. Als wäre das Glas durchlässig geworden, breitete sich um Jacques, so oft er es aufhob, eine schwere Wolke, hundertfarbig und hundertgestaltig, und seine fiebernden Augen und sein fieberndes Hirn sahen immer neue Gestalten darin schweben und gehen.

Nur eines beunruhigte Jacques in seinen Phantasien: der Gärtner war einigemal wiedergekommen und hatte in immer unverschämterer Weise Schweigegeld verlangt, wenn anders der Sammler nicht wollte, daß er den Fund bei der Polizei anzeigte. Jacques wagte den Gedanken nicht fertig zu denken: man würde ihm sein Kleinod nehmen, es öffnen, chemisch untersuchen! Und er gab dem Gärtner größere und größere Summen und vergrub sich um so leidenschaftlicher in seine Träume. Wenn er im verdunkelten Zimmer das Fläschchen etwa vor eine matte rote Lampe hielt, schien es ihm wohl manchmal, als verlöre er sich selbst. Aber die Bande zwischen ihr und ihm waren schon zu fest geworden, als daß er sich davon noch hätte freimachen können. Sein schwächlicher Körper hielt diesen Zustand fortwährender nervöser Ueberspannung nicht aus. Ein heftiges Gehirnfieber überkam ihn mitten bei der Betrachtung seines Schatzes. Seine Wirtschafterin fand ihn sinnlos lallend vor dem unheimlichen Glase. Sie brachte ihn ins Bett, holte die Aerzte und schloß das Museum ab. Vier Wochen lang blieb das Glas auf dem Tische, wie es Jacques gelassen hatte.

Als er wieder aufstand, war sein erster Weg zu seinem Schatz hinüber. Am Gitter wartete der Gärtner, der ihn abermals um Geld ansprach. Man sah ihm deutlich an, wie er es verbraucht hatte: Sein Gesicht war vom Alkohol und Ausschweifungen gerötet, seine Augen lagen erschreckend tief. Jacques gab ihm abermals eine bedeutende Summe. Lallend dankte der Mann und schlug den Weg zum nächsten Wirtshaus ein. Als der Sammler das Glas aufhob, wäre es ihm beinahe entfallen: der Inhalt war, vielleicht durch den Einfluß des Lichtes, auf die Hälfte zusammengeschrumpft. Ein trüber Satz bedeckte den Boden des Gefäßes. Aengstlich geworden, verwahrte von nun an Jacques die Phiole mit äußerster Sorgfalt und gönnte sich, so sehr er auch darunter litt, seltener und seltener ihren Anblick. Er verstand, daß das Fläschchen ein Teil seines Lebens geworden war, ohne das er nicht mehr auskommen konnte und fürchtete sich abermals vor dieser Erkenntnis.

In immer kürzeren Zwischenräumen kam der Gärtner nach neuem Geld. Er war während der letzten Male regelmäßig betrunken gewesen. Jacques gab ihm, ohne zu zögern. Wenn er nur schwieg, war kein Opfer zu groß. Außerdem war er nicht so blind, um nicht einzusehen, daß er selbst im Grunde gar nicht so verschieden sei von dem Trunkenbold. Nur der Gegenstand war verschieden, der sie beide in seinen eisernen Krallen hielt. Eines Tages aber erschien der Mann und stellte an den Sammler ein Ansinnen, das ihn tötlich erschreckte. Der Gärtner wollte gehört haben, daß man in solchen Fläschchen stets einen wunderbaren Likör gefunden habe, wie er heutzutage nicht mehr gemacht würde. Wenige Tropfen sollten genügen, um einen kräftigen Menschen für Tage betrunken zu machen. Er habe alle Arten von Weinen und Schnäpsen durchgekostet und wolle nun auf jeden Fall den Inhalt des Glases prüfen. In einer der vielen ruhelosen Nächte, die Jacques seit dieser Drohung verbrachte, sah er aus einem furchtbaren Traum auffahrend, eine dunkle Gestalt über sich gebückt, die seine Hände und Füße fesselte, einen Knebel zwischen die Zähne trieb, schwankend das Licht andrehte und dann wieder vor ihn hintretend höhnisch verlangte, er solle, wenn ihm das Leben lieb sei, verraten, wo er die Flasche versteckt halte. Seine Hand, die er ihm um die Gurgel preßte, zitterte, seine Augen suchten stier im Raum. Unerträglicher Weindunst ging von ihm aus. Als er merkte, daß Jacques sich nicht zum Reden zwingen lasse, wandte er sich von ihm ab, begann die Fächer aufzuziehn, den Inhalt auszuschütten, so daß die kostbaren Gläser und funkelnden Scherben in zahllose Stücke zersprungen auf dem Boden umherlagen. Der Verrückte räumte gründlich auf. Kein Fach, das er nicht durchstöberte, kein Stuhl, den er nicht fortrückte und umwarf. Und schon hoffte Jacques, der Wahnsinnige würde das Geheimfach nicht finden, als das leise Kichern, in das er auf einmal ausbrach, ihn eines anderen belehrte. Geknebelt, wie er war, vermochte sich Jacques nicht aufzurichten. Mit wütender Kraft riß er an den Stricken. Er fühlte deutlich, wie sie nachgaben. Er verdoppelte seine Anstrengungen, seine Füße wurden frei. Da ließ ihn ein neues, dünnes Geräusch erstarren. Er hatte das ganz leise Springen eines Glases gehört. Der Irre hatte der Flasche den Hals abgebrochen! Ein süßer Geruch von Mandeln und Rosen kam herüber. Mit einem verzweifelten Ruck streifte Jacques die letzten Fesseln ab. Er sprang vom Bett herab und blieb regungslos vor Grauen stehen: Der Wahnsinnige hatte auf einen Schluck das Glas geleert; einen Augenblick blieb er wie benommen in der abwärts gebückten Lage. Ein leises Zittern ging durch seinen Leib. Klirrend zersprang das Glas auf dem Boden. Das Kichern ging in ein qualvolles Röcheln über. Der Sammler starrte wie geistesabwesend hin. Der Schatz, den er gehütet hatte, war verloren. Als am Morgen die Wirtschafterin ihrem Herrn das Frühstück brachte, fand sie ihn leise weinend mit zerrauftem Haar über den Glassplittern, die er vergebens wieder zusammenzusetzen versuchte, da seine zitternden Hände den Dienst versagten. Dabei murmelte er unverständliche Worte vor sich hin, ohne auf ihr Zureden zu hören. Unaufhörlich rannen ihm die Tränen aus den Augen. In der anderen Ecke des Zimmers aber lag regungslos die Gestalt des Gärtners in grauenvollen Krümmungen am Boden, so, als wäre er an einem furchtbar fressenden Gifte gestorben.

## Eine glückliche Reise.

Skizze von Clara Kulepp-Stubs.

Münden! Zwei Minuten Aufenthalt!

Die Wagentür wird aufgerissen, und eine Dame steigt hastig ein. Nach ihr wird ein kleiner Knabe von hilfreichen Händen hereingehoben. Er trägt noch Mädchenkleider, darüber ein weißes Mäntelchen und auf dem braunen Lockenköpfchen eine weiße Matrosenmütze. In dem Händchen hält er eine Ansichtspostkarte. Er tippt, kaum niedergestellt, mit dem Fingerchen darauf:

„Da, Mami, Eisenbahn! Willy auch Eisenbahn fährt!"

„Ja, mein Herzchen", erwidert die Mama mit weicher Stimme.

Sie hatte sich ans Fenster gesetzt, den Kleinen auf den Schoß gehoben. Ihr gegenüber sitzt ein alter Herr, in Reisemantel und Decke gehüllt, als sei es bitter kalt. Und doch war es warm, ein dämmernder, duftender Sommerabend, der durch die herabgelassenen Fenster ins Coupé drang. Die Dame schlägt den dichten Schleier zurück und öffnet den seidenen Staubmantel. Da fährt sie plötzlich zusammen, sieht sich forschend um. Ihr war, als ob jemand gestöhnt hat. Unsinn! Natürlich war es nur Einbildung von ihr, denn der alte Herr schaute mit dem gleichgültigsten Gesicht vor sich hin, der konnte nicht gestöhnt haben. Aber es war noch jemand im Coupé, dort — am jenseitigen Fenster, ein Herr im grauen Reiseanzug und ebensolcher Mütze auf ganz kurz verschnittenem braunen Haar. Er schaut angestrengt hinaus — sie kann von ihm nichts weiter sehen, als einen Streifen des kräftigen, gebräunten Halses oberhalb des Stehkragens, und dennoch krampft sie die Hände zusammen, eine furchtbare Angst packt sie — sie hat das Gefühl, als ob hier in diesem engen Raume etwas vorginge . . . etwas entsetzlich Aufregendes . . . ein Drama vielleicht . . .? Aber warum denn? Ist sie denn toll? Mit Gewalt reißt sie den Blick von ihm los, gleitet ihr Auge über das Gepäckney . . . da weiß sie mit einemmal, was diese jähe Angst bedeutet — wer jener Herr ist. Er braucht gar nicht erst den Kopf zu wenden, sie weiß es ja, daß jener Mann — ihr Mann ist — der Vater ihres Kindes . . . Und wie er jetzt das Kind ansieht, seinen einzigen Knaben — da stehen ihr plötzlich alle jene Szenen vor ihrem geistigen Auge, wie der Knabe, kaum ein Jahr alt, stets mit Gewalt von ihren Armen herunterstrebte, wenn der Vater kam. Mit unsicheren Schritten lief er ihm entgegen, streckte ihm die Aermchen hin, aufjauchzend mit den kleinen, dicken Händchen ihn ins Gesicht patschend, wenn dieser ihn in die Höhe hob und einen Kuß auf das kleine rosige Mäulchen drückte.

Und jetzt sieht er das Kind an — sein Kind . . .! Heiße, sehnsüchtige Blicke umfangen dessen kleine Gestalt — saugen sich an seinem rosigen Gesichtchen fest. Sie weiß nicht, was sie tut, weiß nicht, was sie treibt, daß sie den Knaben vom Schoß heruntergleiten läßt und zu ihm sagt: „Geh — gib dem Herrn dort ein Händchen, Willy!"

Der Kleine schaut verwundert zu ihr auf und dann den fremden Mann an, der ihm, aufleuchtenden Blickes, die Hand entgegenstreckt. Noch ein kurzer Moment des Zögerns, dann läuft das Kind auf ihn zu. Hastig reißt er es empor, küßt ihm mit brennenden Lippen Mund, Stirn und Wangen, daß es sich freizumachen strebt und ängstlich das Gesichtchen verzieht. Das bringt den erregten Mann zur Besinnung. Er streicht sacht über die braunen Locken.

„Nicht fürchten, Willy — nicht fürchten!" bittet er innig. Da sieht ihn das Kind an — und mit einemmal schlingt es den kleinen Arm um seinen Hals.

Erbebend drückt der robuste Mann den Knaben an sich. O Gott, — wie war das damals nur so weit gekommen? Er bemüht sich, alle die vielen Gelegenheiten ins Gedächtnis zu rufen, wo sie ihn bis aufs Blut gequält hat, wegen nichts, und wo er stets so gut und rücksichtsvoll gegen sie war. Alle diese Szenen ziehen an seiner Seele vorüber und dennoch, dennoch — — o Gott im Himmel, er haßte sie ja doch? Hatte sich doch im Haß von ihr getrennt? Sie war doch der verkörperte Eigensinn gewesen, kannte niemals Rücksicht auf den Willen anderer — für sie war nur ihr eigener, unvernünftiger, kindischer Wille maßgebend gewesen. Er versuchte, sein Herz mit erneutem Zorn- und Haßgefühl gegen sie zu wappnen, damit er über diese schwere Stunde hinweg kam. Er stöhnte.

„Willy Mann lieb hat!" Aufs neue umfängt ihn seines Kindes Arm.

Ein tiefer Atemzug hebt seine gequälte Brust. Er sieht hinüber zu seinem Weibe. Es liegt ihm wie ein Schleier über den Augen. Ein heller Schein fällt ins Coupé — ein greller Pfiff, langsamer fährt der Zug. Er will doch lieber hier aussteigen — es ist besser — wozu die Qual noch verlängern . . . Er setzt den Knaben auf die Polster und nimmt sein Gepäck aus dem Netz. Drüben an der anderen Seite muß er aussteigen, wo sein Weib sitzt . . . Er küßt das Kind noch einmal und geht, sich emporreckend, zu ihr hinüber.

„Hab' Dank!" flüstert er ihr zu und legt seine Hand auf den Griff der Waggontür.

Auch sie ist aufgestanden und steht in jugendlicher Schlankheit dicht neben ihm. Sie will sprechen, ein paarmal versucht sie es und kann doch endlich nichts weiter herausbringen als: „Da ist nichts zu danken!" Sie würgt und und würgt. „Ueberhaupt, Georg, wenn du es wissen willst — ich habe eingesehen, daß ich dir das Leben zur Hölle machte — ich ich — —"

„Ach, laß das ruhen, Hanna — es ist ja vorüber! Du warst vielleicht noch ein Kind — ich verstand dich vielleicht auch nicht so recht . . . Ich steige hier aus — —"

„Nein!" sie heraus. Sie packt ihn beim Handgelenk und zieht ihn mit aller Kraft zurück. „Bleib . . .!" Angstvoll flehen ihre Augen ihn an.

„Aber Kind — wozu denn das? Es ist ja Wahnsinn, einander so zu quälen. Lassen wir die Vergangenheit begraben sein."

Da nimmt sie den Knaben aus dem Polster. „Willy, hier ist dein Vater — verstehst du, Liebling? Ihn mußt du sehr, sehr lieb haben — damit er bei uns bleibt", schluchzt sie heraus.

„Ja, sehr, sehr lieb haben —", sagt zustimmend das Kind.

„Um Gotteswillen, Hanna, was soll das heißen?" fragt er, erschüttert. Mit tränenüberströmtem Gesicht sieht sie ihn an, dann schlingt sie den freien Arm um seinen Nacken. Da überwältigt es ihn — die Liebe wacht auf, und er preßt Weib und Kind an sich, als wollte er sie auf dieser Welt nie wieder lassen. —

Die Coupétür wird geöffnet, der alte Herr steigt aus, fährt mit der Hand über die Augen, als hätte er dort etwas wegzuwischen, dann sagt er, einen raschen Blick zurück ins Coupé werfend, bewegt und leise vor sich hin:

„Eine glückliche Reise . . .!"

## Die Eltern berühmter Italiener.

Der bekannte Schriftsteller Onorato Roux hat die Biographien berühmter zeitgenössischer Italiener veröffentlicht, ein Werk, dem höchst interessante Einzelheiten zu entnehmen sind. Nicht weniger als zwei Drittel der von Roux erwähnten zweihundert berühmten Männer sind von armer oder gar von ärmster Herkunft. Der berühmte Astronom Schiaparelli war der Sohn eines Ziegelbrenners, der demokratische Parteiführer und spätere Minister Baccarini der Sohn eines Hausierers, der Schöpfer der modernen italienischen Flotte, Benedetto Brin, der Sohn eines Portiers. Der Vater des Neapler Philosophen und Gelehrten Bovio war Erdarbeiter, der des heute so viel genannten Politikers und Kriminalisten Enrico Ferri Magazinaufseher, der des jüngst verstorbenen Justizministers Gianturco Flickschuster, der des großen Philanthropen Monsignore Bonomelli Feldarbeiter, der des im Duell gefallenen Dichters und Parlamentariers Felice Cavallotti Schreiber ohne einen Pfennig Geld, der des bekannten Glottologen von Bologna, Professor Trombetti war Handwerker, Tasselle in der Künstlerwelt: Verdies Vater war Dorfwirt, Mascagnis Vater Bäcker, der Vater des heute nicht nur in Italien, sondern in der ganzen Welt bekannten genialen Veronefer Malers Angelo dall' Oca Bianca war Wagenbauer, die Duse, die Ristori und Tommaso Salvini stammten aus dem allerbescheidensten Theatermilieu, der Orientmaler Zonaro war Maurer wie Lenbach und Giovanni Segantini hütete gar die Schweine wie Papst Sixtus V. Verfasser hätte übrigens auch noch Pius X. aufnehmen können, dessen Vater Landbriefträger war, und dessen Familie noch heute ein kleines Dorfwirtshaus betreibt. Oder den in den ersten Kriegsmonaten verstorbenen italienischen Admiral Aubry, dessen Vater gar in Neapel das Publikum rasierte. Ein Metier, das Herrn v. Heeringen und den Seinigen gerade zu Tränen entlockt hätte, aber bei den leitenden Kreisen des italienischen Kriegs- und Marineministeriums keinerlei Anstoß erregte.

## Das rauchlose Pulver in Photographie.

Mit dem rauchlosen Pulver steht es etwa ebenso wie mit der Rauchverzehrung auf den Lokomotiven. Zahlreiche dieser Maschinen sind mit Vorrichtungen zur Rauchverzehrung ausgestattet, aber man kann diese durch einen roten Ring gekennzeichneten Lokomotiven oft in dichte Rauchwolken gehüllt beobachten. Das rauchlose Pulver ist denn auch durch den Sprachgebrauch in rauchschwaches verwandelt worden. Es scheint dann it aber noch eine besondere Bewandtnis zu haben, wie eine im „Cosmos" veröffentlichte Photographie zeigt, die von dem amerikanischen Panzerschiff „Michigan" während eines Manövers aufgenommen wurde. Der dargestellte Augenblick zeigt das Schiff unmittelbar nach Abgabe einer Salve aus acht 30,5 Zentimetergeschützen unter Anwendung von rauchlosem Pulver. Auf der Photographie erscheint das Ergebnis als eine ganz ungeheure Wolke, die sich in einer Länge von fast 100 Metern und in einer Höhe von fast 15 Metern über das Wasser hinwälzt. Das bemerkenswerteste aber ist, daß diese Wolke auf der Photographie viel größer und massiger ist, als sie durch das menschliche Auge wahrgenommen wurde. Das rührt daher, daß für die Aufnahme eine farbenempfindliche Platte benutzt wurde. Die Gase des rauchlosen Pulvers haben eine blaßbraune Farbe, die aber im Augenblick der Entzündung in Rot übergeht. Für das Auge ist die Farbe fast unsichtbar, und daraus erklärt sich der Unterschied zwischen der Bekundung der Augenwahrnehmung und der Photographie. Das gewöhnliche schwarze Pulver gibt Gase von bläulich grauer Farbe, für die umgekehrt das Menschenauge empfindlich, die photographische Platte aber nahezu unempfindlich ist. Uebrigens schleuderte diese Salve im ganzen drei Tonnen an Stahlgeschossen, von denen zwei Tonnen eine 9 Kilometer entfernte Scheibe von 18 Meter Länge und 9 Meter Höhe trafen.

## Tennyson und das Korsett.

Wie Tennyson sich unliebsamer Ausfrager zu erwehren wußte, darüber erzählte Eduard Whymper eine reizende Geschichte. Der Schauplatz war eine Gartengesellschaft. Eine wegen ihrer Ueberschwänglichkeit bekannte junge Dame näherte sich der Gastgeberin mit den Worten: „O, ist das wirklich Lord Tennyson, der da so einsam auf seinem Stuhle sitzt und in die Luft pafft?" — „Ja, meine Liebe, er ist's," war die Antwort. „Ach! Ich möchte zu gerne seine Bekanntschaft machen. Stellen Sie mich doch bitte vor," sagte die junge Dame. Die Gastgeberin willfahrte der Bitte und beide schritten auf Tennyson zu. „Lord Tennyson," sagte die Wirtin, „dies ist Fräulein B., die Tochter meiner alten Freundin. Sie möchte Ihnen „guten Tag" sagen." — „Guten Tag!" sagte Tennyson brummig, wobei er es kaum der Mühe wert hielt, aufzuschauen. Das junge Mädchen ließ sich aber nicht abschrecken, setzte sich kurzerhand neben den Dichter und begann auf ihn einzureden. Tennyson antwortete ihr entweder garnicht, oder er warf gelegentlich ein „Hm, Hm!" dazwischen. Die junge Dame wurde nervös, sie räkelte sich schließlich auf ihrem Stuhle hin und her und zeigte sichtlich die Langeweile, die sie empfand. Da öffnete der große Dichter seinen Mund. „Sie sind doch wie alle übrigen," murmelte er, „Sie sind zu eng geschnürt. Ich kann Ihre Korsettstangen krachen hören." Auf das höchste bestürzt und beschämt, verließ ihn die junge Dame, ohne ihn auch nur eines Blickes noch zu würdigen. Gegen Ende der Gesellschaft kam jedoch Tennyson auf sie zu, klopfte sie auf die Schulter und sagte in väterlichem Tone: „Ich habe Ihnen bitter Unrecht getan, meine junge Dame. Nicht Ihre Korsettstangen haben gekrakt, sondern meine Hosenträger. Ich hatte sie zu hoch aufgezogen und sie sind gerissen. Es tut mir sehr leid."

## Zukunftssteuer.

Der Junggeselle wird besteuert,
Die Katz' hat auch bald ausgefeiert
Und die Finanz zieht sie heran.
Das Rentamt fängt den Aeroplan,
Mag er noch so hoch oben sein,
Doch mit dem Steuernetze ein. —

So werden auf der lieben Erden
Die Dinge immer weniger werden,
Die frei sind von der Steuerqual.
Ja, bald wird es wohl zu sich tragen,
Daß — will sie schluchzen, will sie klagen —
Man spricht zur süßen Nachtigall:
„Erst zahl'!"